



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

M N: Neue Lyrik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Preis dafür so niedrig als irgend möglich angesetzt würde, damit die kleine Anzahl derer, die sich für den Gegenstand interessiren, und die doch nicht bloß in den wohlhabendsten Kreisen zu suchen sind, auch imstande wäre, es sich anzuschaffen. Der Ladenpreis für ein gebundnes Exemplar wurde daher vom Räte der Stadt Leipzig auf 40 Mark festgesetzt; man hoffte, daß in diesem Ausnahmefalle, wo sichs um ein Buch in sehr kleiner Auflage handelte, das sich in keiner Weise zum Gegenstande buchhändlerischer Spekulation eignete, der Sortimentebuchhändler sich mit einem bescheidenen Nutzen begnügen würde. Ich bemerke dabei, daß den Einband im Einzelnen kein Buchbinder unter zehn Mark herstellen würde. Nun ist mir aber von Buchhändlern selbst aufs bestimmteste erklärt worden, daß damit ein Fehler gemacht worden sei; man hätte den Preis des Buches, statt auf 40, auf 60 Mark ansetzen sollen, wer 40 zahle, der zahle auch 60, dann würde der Sortimentebuchhändler in den Stand gesetzt gewesen sein, sich für den Vertrieb des Buches zu erwärmen, bei dem jetzigen geringen Nutzen werde es keinem einfallen, auch nur einen Finger deshalb zu krümmen. Ich stehe also der zwar begreiflichen, aber immerhin merkwürdigen Thatfache gegenüber, daß mein Buch deshalb nicht verkauft werden soll, weil es zu — billig ist. Aber merkwürdig oder nicht — da es mir sehr wahrscheinlich ist, daß die Betreffenden Recht haben, so habe ich diesen Weg eingeschlagen, um denen, die sich etwa außerhalb Leipzigs für das Buch interessiren könnten — und der Leipziger außerhalb Leipzigs ist ja mitunter patriotischer als der daheim —, wenigstens von seinem Vorhandensein Nachricht zu geben.

Leipzig

G W



Neue Lyrik



Seitdem Liebeskind in Leipzig den halbverschollenen Tiroler Lyriker Hermann von Gilm wieder zu Ehren gebracht hat, scheint sich sein Verlag zu einem Gnadenort der Tiroler Poeten gestalten zu wollen. Er brachte seitdem die Tiroler Schnaderhüpfel und Volkslieder, die Tiroler Haus- und Grabinschriften in zierlichen Westentaschenbändchen, dann die „Neuen Marksteine“ von Adolf Pichler, dem charakteristischsten Vertreter Tirols, und jetzt bringt er gar einen verstorbenen Tiroler, den um das Schulwesen seiner Heimat vielverdienten kaiserlichen Rat

Anton von Schullern (1832 bis 1889) zu nachträglichen dichterischen Ehren.*) Die auf ihre Stammesart stolzen Tiroler werden bald alle Ursache haben, den Leipziger Verleger als einen der ihrigen zu preisen. Die mit großer Sorgfalt und kritischer Vorsicht herausgegebenen Gedichte Schullerns, denen eine interessante und mit wissenschaftlicher Vornehmheit geschriebene Biographie des trefflichen Mannes vorausgeht, haben es aber auch in Wahrheit verdient, aus dem Dunkel des Familienarchivs ans Licht der Öffentlichkeit gezogen zu werden. Zu seinen Lebzeiten war der rastlos thätige Mann zu bescheiden, um die Sammlung herauszugeben. Im Liebeskind'schen Verlage darf sie ohne Bedenken an poetischem Wert den Gedichten Raumbachs und Gilms und den Idyllen Heinrich Seidels gleichgestellt werden.

Die Tiroler haben einen so ausgeprägten Stammescharakter, sowohl litterarisch als auch politisch und menschlich, daß man bei einer Sammlung tirolischer Lyrik unwillkürlich zunächst darnach fragt, wie das Tirolertum darin poetischen Ausdruck gefunden habe. Es fehlt auch den Schullern'schen Gedichten nicht, aber es ist doch nicht ihre Seele, wie es in der Poesie Gilms und Pichlers der Fall ist. Zwar wird die Sammlung mit einem anmutigen Bilde eines Tiroler „Badls“ — eines Kurortes mit warmer Mineralquelle und bäuerischen Einrichtungen — von vor dreißig und mehr Jahren eröffnet, aber das ist auch alles Tirolische (mit Ausnahme etwa des Gedichtes zur Leichenfeier Gilms 1868), was die Sammlung bietet. Und dies entspricht auch dem Wesen des Mannes, von dem die Lieder herrühren. Schullern war zwar ein guter Patriot, er hat sich mit ganz geringen Unterbrechungen Zeit seines Lebens in der Heimat, in Innsbruck und Umgebung, aufgehalten, wo er als Lehrer am Gymnasium (Germanist) 1856, dann als Herausgeber der *Innzeitung* 1850, als Publizist, als Bezirksschulinspektor, als Schriftführer des Landesmuseums, als Gemeinderat und schließlich als Statthaltereikonzipist, nebenbei als Gründer des Volksschulvereins, als Obmann des Turnvereins u. s. w. in zahllosen Formen unermüdlich und immer lebenswürdig wirkte — aber von seinem Tirolertum hat er, im Unterschiede von vielen andern litterarischen Stammesgenossen, niemals viel Aufhebens gemacht. Er war ein Weltmann und fühlte sich zu Hause in der großen Gesellschaft der Gebrüder Grimm, deren Vorlesungen er in Berlin 1855 gehört hatte. So entspricht es denn zwar der Wahrheit seines ganzen Wesens, daß seine Gedichte mit der schönen Idylle eines Tiroler Kurbades eingeleitet werden, weil sich gleichsam von dem landschaftlichen Hintergrunde der herrlichen Alpenwelt seine eigne Persönlichkeit lebenswürdig abhebt, aber mehr bietet, wie gesagt, das Büchlein davon nicht, und diese Idylle „Hedwig,“ die übrigens eine seiner

*) Gedichte von Anton von Schullern. Aus dem Nachlasse gesammelt und herausgegeben von seinen Freunden. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1890.

reiffen Dichtungen ist, soll einen Cyklus von Liebesgedichten aus seinen jungen Jahren einleiten. Im Texte selbst erfahren wir das, wo der Dichter sagt:

Ach, wie thut sich das Thal so sonnig, indem ich die Lieder
 Sammle und ordne an dich, wieder im Geiste mir auf!
 Nah aus rauschendem Wald lockt munter das Zwitschern der Meise,
 Lustiges Jauchzen ertönt hoch von den Almen herab.
 Friede ringsum! kein Ton aus dem lauten Gehader der Menschen
 Dringt in des einsamen Thals liebliche Stille heraus.
 Wenig Gesellschaft giebt's; harmlose Geschöpfe begnügen
 Nur mit den Freuden sich gern, welche Natur hier gewährt.
 Älternde Mütterchen ruhen im Graze, die stützende Krücke
 Neben sich niedergelegt, tief in die fröstelnde Brust
 Atmend die sonnige Luft, Veteranen mit goldenen Kreuzen
 Born an der Brust, Rothbart's tapf're Genossen dereinst,
 Stehen gesellt im Gesprächsaustausch der erlebten Gefahren
 Anno neun. Ein Kaplan murmelt dabei sein Brevier.
 Jugend ist auch dabei.

Das atmet doch Tiroler Luft! Das Büchlein bringt nun drei Gruppen von Gedichten: Liebeslieder, Idyllen, vermischte Gedichte. Der Schwerpunkt der Sammlung liegt in den Idyllen. Bei aller Thätigkeit in der Öffentlichkeit war Schullern doch wesentlich Privatmann. Zu Hause, in seinen vier Wänden, in den Zimmern, wo er geboren wurde, wo seine eignen Kinder zur Welt kamen und nun auch schon die Enkelchen erschienen, da war es ihm am wohlsten zu Mute. Aus einer alten Adelsfamilie stammend, bewahrte er sich eine tiefe Pietät für die Vergangenheit. In seinem Schlafgemach hingen die Bilder seiner tüchtigen Vorfahren, deren blanker Ehrenschild ihn mit Stolz erfüllte. Er hing an jedem Stück des alten Hauses, das ihn an die glückliche, sorgenfreie Knabenzeit erinnerte. Aber er hatte auch das Vermögen, diese enge kleine Welt sub specie aeternitatis zu schauen. Er war wirklich eine dichterische Natur. Er preist die Poesie als die liebevolle Hingebung an andre, mag sie auch nicht durch Gegenliebe belohnt werden. Denn:

Wie Cäsar nennt bezwungen
 Der Dichter, was er sieht;
 Im Herzen ist's errungen,
 Geschaffen neu im Lied.
 Draus blühet ihm zum Lohne,
 Wohin er immer zieh,
 Liebens und Lebens Krone,
 Das Glück der Poesie.

So hat er denn auch den echten Idyllenton treffen können. Mit ausgezeichnete r Kleinmalerei führt er uns in den längern Gedichten „Kotkelschens Neujahrsbetrachtungen,“ „Die alte Diele,“ „Im Schlafgemach“ u. a. m. in die Familienstube ein. Er knüpft an die unscheinbarste Kleinigkeit an und erhebt

uns doch in das Reich der Poesie. Dabei ist die natürliche Anmut seines Tones, die oft durchbrechende Schelmerei, die feine Beobachtung an Kindern und Großen nicht wenig zu bewundern. Der leider anonyme Herausgeber erinnert an Schullerns besondere Vorliebe für Mörikes Lyrik, und in der That darf man das „Kotkelschen“ als ein Gegenstück zu dem berühmten „alten Turmhahn“ des schwäbischen Meisters betrachten. Wie dieser, so ergeht sich auch das Kotkelschen in der betrachtenden Erzählung alles dessen, was es in der Familienstube von seinem Käfig aus zu allen Tages- und allen Jahreszeiten an den Kindern und Eltern beobachtet. Ein Prachtstück! In dem einzigen satirischen Gedichte der Sammlung, das sich in der zweiten Hälfte zu wuchtigem Pathos erhebt, im „Vogelsteller,“ verrät sich Schullern auch als Vogelfreund. Es ist gegen einen „welschen Pfaffen“ in Norditalien gerichtet, der aus sicherem Versteck Nege gegen leckere Singvögel auswirft, um sich aus ihnen einen guten Schmaus — in Polenta — zu bereiten. „Des deutschen Waldes Seele“ nennt Schullern die Singvögel, und zornig schildert er den „welschen Pfaffen“ beim „gelben Mahle“:

Nie hat in seinen Tagen
Ein Strahl der Schönheit diese Brust erhellt;
Er fühlte nie an seinem Herzen schlagen
Ein andres Herz, von reiner Blut geschwellt;
Nie klang der Name Vater seinen Ohren,
Nicht rührt an ihn des Lebens Lust und Schmerz:
Wer so wie er der Menschheit abgeschworen,
Wie hätt' er für ein Böglein wohl ein Herz?

Ihm vorgeschrieben ist in starren Zügen
Der freigebohrenen Gedanken Lauf,
Nie schwingt er sich zu eignen neuen Flügen
Aus dem Geleis gemeiner Notdurft auf.
Nur seinen Gaumen reizt, was uns die Seele
Beredelnd hebt, die Lust des Frühlingstags,
Der holde Drang der liedesfrohen Kehle,
Die stolze Wonne freien Flügelschlags.

Man glaubt es gern, was der Herausgeber erzählt, daß Anastasius Grün an diesem schon vor zwanzig Jahren geschriebenen Gedichte Freude hatte.

Diese Proben werden genügen, um zu zeigen, daß die Sammlung der Schullernschen Gedichte auf engem Raume viele Töne vereinigt. Einzelne Liebesgedichte wie: „Zurück nun ohne dich,“ „Im Park,“ die kleine Ballade „Guter Tod,“ einzelne Naturstimmungsbilder: „Wintermorgen! frisch und klar,“ „Im Herbst,“ „Wohl unter den grünen Linden“ gehören ohne Zweifel zu den Perlen deutscher Lyrik; es sind wirklich künstlerische Schöpfungen: Schullern konnte gestalten und nicht bloß reden. Der Gesamteindruck, den er hinterläßt, ist ungemein sympathisch: ein gesundes, natürliches Gefühl, keine Zerrissenheit,

Pietät, Familiensinn, liebevolle Betrachtung des Alltagslebens, frische, unbesangene Sinnlichkeit, Herrschaft über die Form ohne Virtuosität. Schullern hat sich auch wissenschaftlich um die Geheimnisse des poetischen Ausdruckes bemüht, wie der Herausgeber erzählt, der solche Studien im Nachlasse neben einem Romanfragment, einem Drama und vielen andern lyrischen Dichtungen, denen leider nur die letzte Hand fehlte, gefunden hat. Gestorben ist er in der Nacht vom 11. auf den 12. Januar 1889 am Herzschlag. Die strenge Auswahl, die der Herausgeber getroffen hat, wird den Gedichten jedenfalls die Dauer sichern, sodaß sie ihren Zweck erfüllt: das Andenken eines tüchtigen Mannes und echten Dichters der Vergessenheit zu entreißen.

An diesen Tiroler Poeten reihen wir für heute noch einen Wiener, der ein wesentlich andres Gesicht zeigt, den Freiherrn Alfred von Berger.^{*)} Berger hat mit seinen im vorigen Sommer veröffentlichten „Dramaturgischen Vorträgen“ einen ungewöhnlichen Eindruck auf uns gemacht. Nicht so sehr das reiche Wissen fesselte uns daran, als der ursprüngliche, aus eigenem Besitz schöpfende Geist, der sich in jenem kritischen Werke offenbarte. Mit Nachdruck hat Berger selbst dort einmal gesagt, daß er alles, was er an ästhetischen Beobachtungen und Urteilen mittheile, aus Erlebnissen an den Kunstwerken gewonnen habe, und auf dieses unmittelbare Erlebthaben, nicht aus Gelernte und Erfommene, ist der Kritiker mit Recht besonders stolz; seine Kritik erhebt er damit gewissermaßen über jede Willkür, sie wird ihm zum Bekenntnis, zur Beichte — er kann nicht anders und stellt sich mit seiner Liebe und mit seinem Hass frank und frei allen Angriffen und allen Parteien. Um in diesem Stile Kritik üben zu können, muß man aber auch selbst eine ursprüngliche, für die mannigfaltigsten Erscheinungsformen der Kunst gleich empfängliche künstlerische Persönlichkeit sein, eine Natur; denn so ohne Willkür denken müssen und es so rein und klar sagen können, wie Berger, heißt eben nichts andres als Talent haben.

Mit diesen Gedanken nahmen wir seine Gedichte zur Hand. Die Beobachtungen nun, die wir an ihnen machen konnten, haben uns einerseits befriedigt, andererseits aber doch auch wieder enttäuscht. Die Gedichte sind nach zwei Seiten hin zu betrachten. Erstens hat der Dichter darin Gelegenheit, nicht bloß ein wissenschaftliches, sondern ein rein menschliches Bekenntnis abzuliegen; zweitens sollen die Gedichte auch als Kunstwerk ihren Wert haben.

Und da ist es denn merkwürdig, daß wir aus Bergers Lyrik über seinen Menschen nicht viel mehr erfahren, als was wir durch seine stark persönlichen kritischen Arbeiten ohnehin schon von ihm wissen. Er ist eine wesentlich beschauliche Natur, ein philosophisch angelegter Geist.

^{*)} Gesammelte Gedichte von Alfred Berger. Stuttgart, Verlag der F. W. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger (sic!). 1891.

Täglich in der Jugend Tagen
 Hatt' ich eine feste Stunde,
 Wo ich all die wohlbekannt
 Dinge, die mich rings umschwiegen,
 Plötzlich ansah wie ein Wunder —
 Kein verwunschener Prinz im Märchen
 Kann mit namenlosrem Staunen
 Seinen Hundeleib betrachten,
 Seine Hundestimme hören,
 Als ich, an mir niederblickend,
 Meinen Menschenleib betrachtet,
 Meine Menschenstimme hörte.

Das ist nach Plato das ursprüngliche Erlebnis des Philosophen, das θαυμάζειν, die philosophische Bewunderung über die elementarste Tatsache des Daseins. Und diese Philosophennatur spricht sich noch öfters aus, auch wenn sie (nicht sehr schön) ruft:

Und ein Rätsel die Welt, und ein Rätsel auch du,
 Und ein Rätsel der Kampf, und ein Rätsel die Ruh,
 Und ein Rätsel der Schmerz, und ein Rätsel das Glück,
 Und es wandern die Wellen — nicht eine zurück!

oder wenn Berger in seiner Geburtstagslegie sagt:

An dem Tag, der das Rätsel mir aufgab,
 Denk' ich bewegt an den Tag, welcher das Rätsel mir löst.

Das ist trotz der dichterischen Form immer nur die Sprache des Denkers; den poetischen Gehalt gewinnen diese und ähnliche Bekenntnisse durch die Leidenschaft, mit der der Dichter auch diesen Wünschen seines Herzens nachhängt: es ist philosophische Lyrik. Die Philosophennatur verrät sich aber auch in der Neigung zur Beschaulichkeit. In einem eignen erzählenden Gedichte wird die Denkeratur gezeichnet: „Ein Denkerleben.“ Wie Sokrates, von einem Gedanken erfaßt, die Welt um sich vergessend, einen Tag lang in sich versunken auf offnem Markte verbringen konnte, so vergißt Bergers philosophisch angelegter Knabe auf der Suche nach der Wirkung einer Falle im Walde die ganze Welt und kehrt erst als Greis wieder zu seiner Heimat zurück. Als echter Philosoph spricht Berger seinen „letzten Wunsch“ dahin aus, daß er nicht „ungefühlten Göttertod“ nach Griechenart sterben möchte, vielmehr:

Meine Schmerzen, meine Wonnen
 Hab' ich immer klar durchdacht;
 Und so möcht' ich auch besonnen
 Eingehn in die Todesnacht.

Die Verwicklung der Geschicke
 Möcht' ich still sich lösen sehn
 Und die letzten Augenblicke
 Voll empfinden, ganz vergehn.

Er hat aber nicht bloß ein Behagen an der Beschaulichkeit, er kennt auch die Grenzen der Erkenntnis, die Qualen der Selbsterkenntnis, die er so bezeichnet:

Ich kenn' mich selbst! Es gleicht des Adlers Lust,
Der auf unnahbarm Riff die Welt betrachtet,
Es gleicht der Qual in des Begrabnen Brust,
Der eingemauert schmachtet und verschmachtet.

Er ist sich bewußt, daß der Mensch mit seinen Fragen nach dem Rätsel des Daseins nach dem Warum? Wozu? Wohin? nie fertig wird. Auf die Frage: „Wann kommt das Echte?“ antwortet ihm ein Greis:

Das ist das Leben, Knab',
Das ist das Rechte,
Zu fragen bis ans Grab:
Wann kommt das Echte?

Ofter kommt es über ihn wie Verzweiflung an dem Erfolge alles Denkens, und er wird sich klar, daß die Frage, warum man lebt, die beste Antwort nur in dem unbefangenen Leben selber finde. Von den Grübeleien weg wünscht er sich zum Genuß der Liebe und der Schönheit. Denn auch das Denken hat ihn nicht glücklich gemacht. Er hat trotz aller Philosophie doch den reinen „Märchenglauben“ nicht aufgeben können:

Soll ich mit mut'gem Herzen vertraun,
Daß mir, was möglich, gelinge,
Muß ich ganz im Geheimen bau'n
Auf unmögliche Dinge.

Nimmer mit kluger Leidenschaft
Wirft du was Großes erreichen,
Glaubst du nicht tief in dir die Kraft,
Wunder zu thun und Zeichen.

Frauenhuld, die dich selig erhebt,
Wirft du nicht fühlen und schauen,
Wenn nicht in dir das Märchen lebt
Seligster Hulden und Frauen.

Wenn ich sterbend zu ewiger Ruh'
Staub hinsinke zum Staube,
Drücke mir tröstend die Augen zu,
Heimlicher Märchenglaube!

Auch anderwärts bekennt Berger, daß er sich das Leben mit dem Tode nicht abgeschlossen denken könne:

Wie Kinder horchen auf das Weihnachtsrauschen
Am Thürspalt liegend hell und schmal,
So möchte gern der Mensch erlauschen
Von drüben einen schwachen Strahl;

Wie Eltern suchen zu erfüllen,
 Was ihre Kinder wünschen unbewußt,
 So wird Erfüllung erst dereinst enthüllen
 Den tiefsten Wunsch der Menschenbrust.

So geht er also nicht gänzlich auf in der Philosophie, in dem verstandesmäßigen Betrachten der Welt. Er hat keine volle Befriedigung in ihr gefunden, weder sachlich als Lösung der Rätsel, noch persönlich als Gewährung von Harmonie und Glück. Er ist eben bei allen philosophischen Neigungen noch immer Dichter, und damit sind wir auf den Kern seiner Persönlichkeit gekommen, der für ihn Ausgang und Mittelpunkt aller kritischen Produktion geworden ist. Er fühlt sich als Dichter, und mit Recht; aber er ist doch schon zu viel Denker geworden, um ein ganzer, voller, großer, um ausschließlich nur Dichter zu sein. Die beiden Formen geistigen Schaffens sind zu gegensätzlich, um sich neben einander pflegen zu lassen, man kann recht nur eines oder das andre sein. Der Dichter fragt nicht nach den Rätseln der Welt, sondern fühlt sie höchstens und spricht unmittelbar das Gefühl des Wunders aus, als Tatsache, nicht als Problem. Der Dichter ist besessen von seinen Bildern, er kann und muß sich selbst darüber vergessen, der Philosoph schaut ihnen gelassen zu, er will sogar die letzten Augenblicke seines Lebens beobachten. Man kann nicht naiv und reflektierend zugleich sein. Hat einmal der Trieb zur Selbstbeobachtung eine gewisse Stärke gewonnen, so ist der dichterische Trieb gehemmt. Ofter spricht Berger in dunkler Weise von seinem Weh, das „so dunkel wie eine Sage,“ das „so rein wie Weihnachtsschnee“ ist; da meint er immer nur den Schmerz des Dichtenwollens und Nichtdichtenkönnens. Denn wie er in andern Gedichten verrät, ist ihm der Lorbeer des Dichters der höchste erstrebenswerte, er liebt die Poesie leidenschaftlich:

Was euch bedrückt, was euch entzückt,
 Ist eure Schmach, ist eure Bier,
 Was mich zermalmt, was mich beglückt,
 Trag' ich in mir.

Ein Lied — nicht mehr: der Nebelstern —
 — Berühnte Brust, was jagst du noch? —
 Der Welt ein Nichts, den Menschen fern,
 Ist Sonne doch!

Sein „tiefster Wunsch“ geht nur dahin, „ein echtes, schlichtes Buch“ zu schreiben:

Und fühle,
 Daß ich schaffend mir erwerbe
 Das ruhige Recht,
 Die schöne Welt,
 Die ein banges,
 Drängendes Gefühl

Unerfüllter Pflicht
 Mir versagt und verbittert hat,
 Zu genießen,
 Nach gethauer Arbeit,
 Nach erlebtem Glück
 Zu entschlafen.

Wenn wir in der Poesie die reine, unbefangene Menschennatur zu sehen fordern, so ist es wohl der äußerste Gegensatz von Naivität, sich das Recht zu leben und zu genießen erst durch ein gutes Buch erwerben zu wollen. Aber der litterarische Mensch in Berger hat hier sein Innerstes bloßgelegt, wie er in dem Gedichte „Klage“ seinen Zwiespalt beschreibt, der ihn am künstlerischen Schaffen hindert:

Wie lang ist's her, daß mir kein Lied
 Zu voller duftiger Schönheit geriet! —
 Das macht: ich bin — kaum weiß ich wie —
 Erkrankt an chronischer Psychologie.

Die Dämmerung lieben Geister und Dichter,
 Doch in mir brennen zu hell die Lichter,
 Sie stören das traulich schaurige Warten
 Der zarten poetischen Duftgestalten.

Zu feinen, seelenkundigen Reden
 Verspinn' ich die Gedankenfäden,
 Gewonnen durch herzlos kaltes Zergliedern
 Von warm gefühlten lebendigen Liedern.

Wer wüß' es nicht: der Horcher im Haus
 Scheucht Heimlichkeit und Leben hinaus;
 Ein Horcher im Herzen belauert mich
 Mit stechenden Blicken: der Horcher bin ich!

Und fängt es dennoch an zu keimen,
 Sich im Geheimen leise zu reimen —
 Sein kaltes Aug (!) sieht starr mir zu —
 Zähes Verstummen, Grabesruh.

Besser, als ein anderer es sagen könnte, übt Berger hier an sich Selbstkritik, er giebt uns selbst den Schlüssel zu all seinem Dichten und Philosophiren in die Hand. Der „Horcher“ hat die Muse vertrieben, so wie es dem größern Landsmanne Bergers, Grillparzer, auch zeitweise ergangen ist.

Aber es liegt doch auch wieder ein Segen auf jeder wahren Erkenntnis. Wäre Berger, wie so viele andere gleich ihm angelegte Reflexionsdichter in dem philosophirenden Dichten stecken geblieben, so wäre weder der große Kritiker noch ein besserer Dichter aus ihm geworden. Die Erkenntnis der Wahrheit jedoch hat ihm die Bahn zu anderer schöpferischer Arbeit geöffnet: zur schöpferischen Kritik, die ihm so als innerster Beruf vorgezeichnet ist. Der „Horcher“ in

ihm hindert ihn zwar am eigenen künstlerischen Schaffen, um so besser aber kann er fremdes beobachten und beurteilen. Die in ihm steckende poetische Begabung findet doch auch noch ihre Geltung: in der Poesie der Poesie. Das Festgedicht zur Grundsteinlegung des Denkmals für Ferdinand Raimund ist ein Meisterstück poetischer Charakteristik eines Dichters. Nie findet Berger geistvollere Bilder und packendere Töne, als wenn er gerade die Poesie feiert.

Und damit sind wir von innen heraus zur Beurteilung des dichterischen Wertes von Bergers Lyrik gekommen: reich an Gedanken, minder reich an Bildern, häufig abstrakt, zuweilen geradezu prosaisch im Ausdruck, ja hie und da sogar fehlerhaft in der Sprache, niemals trivial, am anmutigsten, wenn sie ein feines Aperçu, einen schönen Witz in feine Form faßt, immer fesselnd durch die gerade, schlichte Ehrlichkeit der Empfindung — dies ist ihr äußerer ästhetischer Charakter.

Das Buch ist ein Bekenntnis, das ist die Hauptsache. Nicht bedeutungslos kann der Titel „Gesammelte“ Gedichte sein. Warum gesammelt? Es ist ja bisher im Buchhandel unsers Wissens keine andre Sammlung Bergerscher Lyrik erschienen. Offenbar — auch der Inhalt selbst berechtigt zu dieser Vermutung — wollte Berger, an einer wichtigen Wendung seines Entwicklungsganges angelangt, einen sichtbaren Abschluß machen. Aller Zwiespalt liegt hinter ihm; er weiß, was er soll, und darum auch, was er will, und diese Gedichte schließen seine Vergangenheit ab.

Wien

III 27



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aus Wilhelm Tauberts Jugendzeit. Der am 7. Januar kurz vor Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres verstorbene Oberhofapellmeister Wilhelm Taubert hat als jüngerer Mann zweimal Leipzig besucht, um sich auf dem Klavier hören zu lassen, einmal im Herbst 1833, das andremal im Frühjahr 1846. Über den ersten Besuch liegen mir nähere Mitteilungen vor, die so bezeichnend für die liebenswürdige Art des Künstlers und zugleich für das damalige Musikleben sind, daß ich manchem eine Freude zu bereiten hoffe, wenn ich sie hier wiedergebe.

Den nächsten Anlaß für die erste Reise des damals 22jährigen Künstlers bot der Wunsch, seine zwei Jahre ältere Jugendfreundin Henriette Runke, die sich 1830 mit dem Leipziger Kaufmann Karl Voigt verheiratet hatte, wiederzusehen und ihren Gatten kennen zu lernen. Taubert war mit ihr in Berlin, wo sie mehrere Jahre, bis 1828, im Bendemannschen Hause weilte, zunächst dadurch